

Im Vaterland des Schreibens

Thomas Hettches neuer Roman „Sinkende Sterne“ ist Selbstauskunft und Kartographierung des ureigenen Terrains.



Wo die Risse tief sind, zeigen sich Gespenster: Blick auf Leuk im Oberwallis

Foto lookphotos

Wer das Werk Thomas Hettches durchpflügt, der stößt dort immer wieder auf Refugien. Schon in Hettches Debüt „Ludwig muss sterben“ (1989) erzählte ein Mensch in der Wohnung seines Bruders die Geschichte von dessen vergeblicher Flucht vor dem Tod nach Italien – ein hundertachtzigseitiger Sturz ins Nichts, der aber nur Roman werden konnte, weil er eingeehrt war ins Museale eines zurückgelassenen Apartments. „Nox“ (1995) – der bis heute vielleicht drastischste Text aus Hettches Feder – ließ dann seinen Erzähler bereits auf der dritten Seite und aus dem Jenseits den Weg seiner Mörderin durch das Berlin in der Wiedervereinigungsnacht rapportieren.

Dass Literatur und Leben nicht nur an den Landschaften hängen, die sie passieren, sondern dass man dem, was geschieht, einen unverrückbaren Ort schaffen muss, an dem es überhaupt denkbar und sagbar werden kann: Das ist ein Kerngedanke dieses Werks, das durch den Gegensatz von historischer wie sozialer Erosion und Statik beherrscht wird. In „Der Fall Arbogast“ lag der blinde Fleck, von dem aus die Nachkriegs-BRD wieder spiegelt wurde, in der Zelle des Hans Arbogast, in „Pfauneninsel“ (2014) brach sich das Preufentum im von Schinkel erbauten Palmenhaus, „Herzfaden“ (2020) wiederum fand seinen Ankerpunkt im klassischen aller Refugien, nämlich auf dem Dachboden.

Nun also ein neuer Ort: ein Chalet bei Leuk, ehemals im Besitz der Eltern Thomas Hettches, nun verwaist und heimgekehrt vom Sohn, der – als Erbe und formell neuer Besitzer der Parzelle – vom Kastellan von Leuk schriftlich aufgebeten wurde. Mit der Rückkehr in das aus der Kindheit noch vertraute Haus beginnt „Sinkende Sterne“, Hettches jüngster Roman, und ob sein Erzähler dieses Haus jemals verlassen hat: Wer will es entscheiden? Vorher erfährt man von einigen Umwälzungen, die das Oberwallis ergriffen haben, vor allen Dingen ein Bergsturz, in dessen Folge sich die Rhone aufgestaut und das Tal überschwemmt hat.

Das trägt natürlich Züge von *climate fiction*, aber Hettche war immer dafür bekannt, Genres nicht zu bedienen, sondern sie für sich zu nutzen. So auch hier: Man ahnt zwar, was die Katastrophe verursacht haben könnte – zu warme Winter, zu viel Regen, herunterbrechendes Kalkgestein –, aber womöglich liegen die Gründe doch tiefer. Immerhin hat der Bergsturz „auch

unsichtbare Veränderungen ausgelöst und mit ihr sei etwas ins Rutschen gekommen, das die Gesellschaft selbst verwandelt habe“. Womöglich war der soziale Kollaps weniger das Resultat des ökologischen als vielmehr dessen Ursache.

So findet der in die Fremde Heimgekehrte sich nun in einer zu allem Überfluss auch schlecht beheizten Welt wieder, in der die Uhren rückwärtslaufen begonnen haben. Nicht allein nimmt die Gemeinschaft der verbliebenen Bergbewohner die Überflutung zum Anlass, alle Verbindungen ins Tal zu kapfen und sich zu reafudalisieren. Der politisch-historischen Archaik entspricht auch eine erzählerische: Die Gebirgslandschaft wird wieder zur mythischen Sphäre, Tod und Leben vermischen sich, Gespenster zeigen sich, „arme Seelen“, im Notariat, auf dem Berggrat, überall. Die Risse im Gestein reichen tiefer.

Wer in solch eine Landschaft gerufen wird, der wird geprüft. So, wie er daher kommt, weist sie ihn ab: Kein Recht scheint der Erzähler an ihr zu besitzen. Die Kindheitserinnerungen, die er mit ihr verbindet, werden ihm abgesprochen, denn der Kastlan von Leuk hat ihn nur herbestellt, um ihn über seine bevorstehende Entzignung zu informieren. Was wäre dem noch entgegenzusetzen? Das ist die Frage, auf die dieser Text Antworten sucht.

„Sinkende Sterne“ ist, wie so mancher seiner Vorgänger, ein poetologischer Roman, der Figuren und Handlungen zum Anlass nimmt, Grundfragen von Hettches Schreiben und der eigenen Werkgeschichte zu reflektieren. So erscheint das Wallis mit seinen alten und neuen Herrschern nicht zuletzt auch als ein allegorisches Reich, in dem der restriktiv-bürokratischen Gestalt des Kastlans (ein ehemaliger Nationalrat der Schweizerischen Volkspartei, versteht sich) die „Bischöfin“ gegenübersteht, ein schwarzer Hermaphrodit mit FFP2-Maske und Haupt einer Kirche, die von der Kunst Beistand bei der Aufgabe erwartet, den Menschen zu bessern.

In der Konkretion wirkt die Szenerie – in Verbindung mit dem Umstand, dass der Erzähler seinen universitären Lehrauftrag



Thomas Hettche: „Sinkende Sterne“. Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2023. 224 S., geb., 25,- €.

infolge eines Mangels an „political correctness“ verloren haben will – überzeichnet; ärgerlich ist das freilich vor allem, weil sie die kluge Selbstbefragung zu überdecken droht. Die Überzeugung, dass die Kunst niemandem zu dienen habe, ist nämlich leichter dahergesagt als argumentiert, schon gar nicht von einer Erzählinstanz, deren Name 2005 noch unter einem Manifest des „Relevanten Realismus“ zu finden war, in dem vom Gegenwartsroman gefordert wurde, „die vergessenen oder tabuisierten Fragen der Gegenwart zu seiner Sache zu machen“.

Es genügt deshalb nicht, Judith-Butler-Phrasen mit Nietzsche zu plätten oder der theoriegewandten Bischöfin ihren „Saint Foucault“ zu entheiligen. Der Einspruch gegen die Vereinnahmung der Literatur muss vielmehr in der Literatur selbst gefunden werden. Denn tatsächlich spricht ja einig für die trügerische Allianz zwischen identitärem und poetischem Engagement, nämlich eben die „Poiesis“, die stets in Fertigung begriffene Welt. Man beginnt neu zu lesen, Homer, 1001 Nacht, und stößt dabei auf die eigentümliche Koinzidenz von okzidentaler und orientaler Vorstellungskraft. Odysseus wie Sindbad: Beide verwandeln sich im Angesicht der Gefahr in einen „Niemand“, beide identifizieren sich, um zu überleben.

Gerade hierin aber erkennt der Erzähler das der Literatur eigene Privileg: „die List, Niemand zu sein“. „Niemand zu sein“, das bedeutet eben gerade nicht, „alles“ oder überhaupt „etwas“ sein oder werden zu können. „Niemand zu sein“, das bedeutet – und hier kommt man dem Titel des Romans überhaupt erst näher – sich selbst zu verlieren.

Schreiben, das ist ein langsames Versinken, ist Zerfall. Mögen andere ein literarisches Leben für den Triumph der Konstruktionscharaktere halten, so erscheint es bei Hettche als Schwäche, als „fragiles System“, dem die Taumelbewegungen der Natur einen sichtbaren Ausdruck verleihen. In diesem allmählichen Schwinden der Kräfte etwas anderes erkennen zu wollen als das Schreckliche, das es eben ist, ihm gar mit Moral zu begegnen, das wäre falsch. Wer sinkt, der sinkt und verdient dafür weder Bewunderung noch Mitleid.

Wenn Männer tatsächlich „sinkende Sterne“ sind, wie Isabelle Huppert gesagt haben soll, dann befähigt sie ihr Sinken gerade nicht dazu, etwas anderes oder überhaupt: anders sein zu können. Und so bleibt auch der Mann, der diesen Roman durchlebt, wie beim Schreiben jedes

seiner vorherigen Romane hilflos, schambefahet, gefangen im Strudel von „Gewalt, Sehnsucht und Schuld“. Was bleibt, ist die Verzeichnung der Widersprüche, die sich nicht wieder zu Identitäten fügen können. Und ein kluger Satz: Das Gemachte ist nicht das Wahre.

Man kann sich bisweilen in diesen Reflexionssträngen verlieren, denn sie sollen sich ja auch nicht schließen. Irgendwann wehen sie einen dann wieder zurück in die Landschaft und zu jenem Dichter, der sie bewohnt hat und in ihr begraben ist: zu Rilke. Auch dieser ein Sindbad-Leser, auch dieser ein einziger der Kunst Verschriebener, der denjenigen, die er enttäuscht und verletzt, keine andere Medizin weiß als die schöpferische Existenz. Die Lehre der sinkenden Sterne mündet so durch die Generationen und Künste; aus dem Sohn von Rilkes verstößener Gefährtin Elisabeth Dorothea Spiro wird der Maler Balthus, den man wiederum am Ende des Romans im Zwiegespräch mit David Bowie wiederfindet.

Man hat dieses Gespräch schon einmal gelesen, nämlich bei Hettche selbst, in einem kurzen, „Mitsou“ betitelten Text aus dem Jahr 1994 – und so entpuppt sich die Leuker Phantasmagorie letztlich als ein Kreis in der eigenen Schrift, ein Irren durch alte blaue Schreibhefte, inmitten derer der Erzähler sich schließlich wiederfindet. Was Erleben und was literarische Erfindung war, das verschwimmt ihm im Rausch des Opioids, das er der Hinterlassenschaft der väterlichen Apotheke entnommen hat – und das auf den tiefsten Grund dieses Buches weist.

Aller Abstraktion und Abschweifung zum Trotz nämlich breitet sich Hettches erzählendes Delirium nicht über irgendeiner „Lücke in der Schöpfung“ aus, sondern über einer ganz bestimmten: über dem Tod des Vaters. Geschrieben, halluziniert, analysiert wird hier auf Schmerzmittelbasis; der Schmerz aber gründet in der Erkenntnis, dass der Welt, die dieser Roman bewohnt, etwas abhandengekommen ist. Spuren finden sich noch: altes Werkzeug, Medikamente, Buchstaben. Die unerträgliche Beobachtung, dass die Arve ein Anagramm sein könnte, wenn ihr nicht das „T“ fehlen würde, das man selbst im eigenen Namen mit herumschleppt. Das Haus, der Denkraum, aus dem man verwiesen ist und den man dennoch weiter bewohnen möchte. Kein Zweifel: „Sinkende Sterne“ kartiert das Vaterland. Vor allem anderen ist es ein Buch großer Trauer. Selten las sich Thomas Hettches Prosa so zerbrechlich, so verletzt. PHILIPP THEISOHN

Etwas stimmt nicht mit dieser Stadt

Sibirische Träume bis zum Sündenfall: Tomer Dotan-Dreyfus' Roman „Birobidschan“

Was braucht eine verschworene Gemeinschaft? Sie braucht Gesprächs- und Diskussionsstoff, auf den sie sich einigen kann, gemeinsame Überzeugungen, etwas zum Träumen, zum Grübeln und zum Genießen. Eine Erinnerung an ein unerhörtes Ereignis zum Beispiel – und einen Fischstand. Ihrem langjährigen Erhalt kommt außerdem zugute, wenn sie sich so wenig wie möglich von der Welt da draußen reinreden lässt.

Aus der Literatur, einer unserer wichtigsten Quellen historischen Wissens, wissen wir, wie unwahrscheinlich so ein Szenario ist und wie viel unwahrscheinlicher noch, dass es langjährigen Bestand hat. Der Name Macondo klang bei Gabriel Garcia Márquez wie ein Paradies. Als die Buendías dorthin kamen, schien alles neu und magisch. Am Ende war Macondo Zentrum allen Übels im Schnelldurchlauf, vom Kolonialismus bis zum Imperialismus.

Bei Birobidschan sieht die Lage vielversprechender aus. Birobidschan liegt tief in der sibirischen Tundra, ist also angemessen abgeschieden, und bis auf Fisch gibt es hier im ewigen Winter tatsächlich wenig zum Genießen. Boris, der älteste (noch) lebende Bewohner des Ortes, hatte den Sehnsuchtsort als Kind, bevor seine Familie die Gegend besiedelte, auf einem Plakat gesehen: weiße Gipfel, grüne Abhänge, Felder, „ein jüdisches sozialistisches Paradies“. Und weil die Zeit in dieser Geschichte nicht linear, sondern in Kreisen fließt, fuhr seine Familie also damals los und erschuf sich gemeinsam mit anderen ihre Utopie selbst. Das war 1934, ist also lange her und nah zugleich.

Geht es nach den Möglichkeiten, die sich für junge Menschen und Erzähler im Örtchen Birobidschan eröffnen, könnte man mit Langeweile rechnen. Einmal am Tag kommt ein Zug vorbei, der nächste Ort ist eine Stunde entfernt, und wengleich das Weltgeschehen irgendwie durchdringt, wengleich sich auch in Birobidschan Jugendliche sehr zeitgemäß „streng genommen“ nicht als Paar definieren, ist der Vorteil einer solchen Gemeinschaft ihre Autonomie – allerdings auch ein Nachteil für ihren Horizont. Manche Birobidschaner merken das. Trotzdem bleiben die meisten. Und wer geht, schaut nicht zurück.

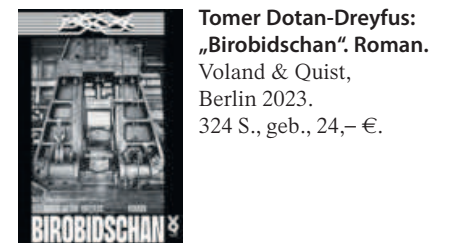
Andererseits ist da etwas in der Ernsthaftigkeit, Eigenartigkeit und Diskussionsfreude der Bewohner dieses Schtetts, in ihrer Bereitschaft, sich von einem Schmetterling den Gedankengang durcheinanderbringen zu lassen, eine Tiefgründigkeit, die ihren Lesenden Beobachtern bewundernswert vorkommt.

Da wäre Boris, der in seinem Leben vieles gesehen hat, auch unsichtbare Mädchen. Da wäre Dmitri, das Waisenkind, später zuständig für die Schnaps- und Glücksspielversorgung des Ortes. Da sind Rachel und Alex, die Kindheitsfreunde, die zum Liebespaar geworden sind, und da ist Alex' Bruder, der zwischen den beiden eine bedenkliche Rolle einnimmt. Da wären die Freundinnen Sulamith und Josephin, von denen eine besonders schlecht vom Schicksal behandelt wurde, und die Freunde Sascha und Gregory, die eine Reise machen, von denen nur einer zurückkehrt. Und noch mehr Saschas und noch mehr Reisen, es ist ein einziges Gehen und Kommen und Umbenennen und Fortbestehen, eine riesige Verschachtelung für so einen kleinen Ort.

Wir lesenden Beobachter stöhnen also ein bisschen, weil uns das Gewirr der Zeitebenen und Charaktere, die birobidischane Selbstverständlichkeit der Gleichzeitigkeit von allem herausfordert. Und weil in alledem, auch dem Lustigen, eine große Melancholie steckt, als wäre das jüdische Schicksal

da draußen in dieser abgeschotteten Gemeinschaft irgendwie enthalten. Und weil Gregory und Sulamith und Rachel und die anderen so philosophisch diskutieren, wie wir es auch gerne täten, wenn in unseren Leben mehr Zeit dafür wäre: Ist es wichtig, woher man kommt? Kann man Verhaltensweisen überwinden? Was erfordert eine tiefe Freundschaft? Ist eine Gesellschaft ohne Waffen möglich? Auch von ihrer Wahrhaftigkeit wünscht man sich etwas für unsere Gemeinschaft.

Es gibt dieses Birobidschan wirklich, es ist die Hauptstadt eines jüdischen autonomen Oblasts in Sibirien, einhalb Autostunden von der chinesischen Grenze entfernt, noch von Stalin politisch entworfen, ein Ort, von dessen Amtssprache (Jiddisch) und Besiedlungsgeschichte heute, also in der Wirklichkeit, nur noch wenig übrig ist. Aber was heute jenseits des Plätschens der Bira wirklich dort vor sich geht, muss an dieser Stelle keine Rolle spielen, denn das Birobidschan, das Tomer Dotan-Dreyfus entwirft, mit zweisprachigen Straßenschildern, der Tageszeitung „Schtern“ und den sozialistisch-



Tomer Dotan-Dreyfus: „Birobidschan“. Roman. Voland & Quist, Berlin 2023. 324 S., geb., 24,- €.

verklärten Träumen, ist farbenfroh genug. Bis sich die Magie am Bösen stößt. Bis ein Bär, zwei fremde Männer und ein Mädchen auftauchen und ein Mord geschieht. Und mit ihm der Sündenfall. „Etwas stimmt nicht in unserer Stadt“, sagt die alte, ein wenig verwirrte Julia zu ihrer Tochter Sulamith. „Hast du auch manchmal das Gefühl, als wärst du, als wäre dein Leben der Traum einer anderen Person? Und dann: „Zu was werden wir, wenn die Person aufwacht?“

Tomer Dotan-Dreyfus, 1987 in Haifa geboren, ist Lyriker. Mit Anfang zwanzig kam er nach Berlin. Wenn sich so jemand beim Träumen in sein lyrisches Potential stürzt, wenn er seinen jüdischen Humor dabei hat und eine Prise Wahnsinn, dann klingt das mitunter auch so: „Eine frische Sehnsuchtschwelle brach sich in seinem Herzen wie an einem Wellenbrecher, und als das Wasser sich zurückzog, blieben winzige Salzkörnchen schmerzhaft zwischen den Felsen seines Herzens.“

Aber nicht nur. Es klingt auch mal eigensinnig, selbstironisch, mystisch, es klingt wild und unermesslich wie der Wind, der über die Tundra fegt und durch die Tiefen der menschlichen Seele. ELENA WITZECK



Tomer Dotan-Dreyfus Foto Picture Alliance

Auf den ersten Blick erscheint die Zusammenstellung der drei Namen vielleicht etwas willkürlich: hier Hannah Arendt und Gershom Scholem, zwei weltbekannte Wissenschaftler und höchst präzise Intellektuelle des zwanzigsten Jahrhunderts; dort Victor Klemperer, bei Leibezeiten eher unscheinbarer Romanistikprofessor, der erst 1995, fünfunddreißig Jahre nach seinem Tod, zu breitem Ruhm kommt, aber nicht als Wissenschaftler, sondern durch „Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten“, seine persönlichen Tagebücher aus der NS-Diktatur. Was die drei verbindet, ist ihre Herkunft, und das schmale, essayistisch-elegante Buch von Steven E. Aschheim, emeritierter Professor der Hebräischen Universität Jerusalem, setzt genau an dieser Stelle an: mit der Frage nach drei deutsch-jüdischen Lebensgeschichten im Zeitalter von Antisemitismus, Nationalsozialismus, Weltkrieg und Schoa.

Aschheim beschäftigt sich also auch bei Scholem und Arendt zunächst gerade nicht mit dem wissenschaftlichen Werk, sondern mit persönlichen Dokumenten,

Briefwechseln, Tagebüchern, Erinnerungen; erst in zweiter Linie kommt die Reaktion auf die Vernichtung des europäischen Judentums innerhalb ihrer Arbeit zur Sprache. Und dadurch erweist sich die Wahl der drei Namen als höchst produktiv, stehen sie doch für drei radikal verschiedene Optionen in Hinblick auf das eigene jüdische Selbstverständnis, drei Optionen, die zum Teil, doch nicht nur mit Generationsunterschieden tun haben.

Erstausnahmsweise ist zunächst, wie wenig Gershom Scholem, nach Aschheim „der größte jüdische Gelehrte und Denker im 20. Jahrhundert“, in seinem Weg durch die politische Katastrophe bestimmt wurde. Als Gerhard Scholem 1897 in Berlin geboren, fällt er seine Lebensentscheidung lange zuvor und definitiv. Als entschiedener Zionist emigrier-

te er schon 1923 nach Palästina und wurde bald zu einem der jüngsten Professoren der Hebräischen Universität. Große Bekanntheit erlangte 1964 sein polemischer Aufsatz „Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen Gespräch“, doch die Erkenntnis, dass dieses Gespräch „niemals etwas anderes [war] als eine Fiktion, eine Fiktion, von der Sie mir erlauben werden zu sagen, daß sie zu hoch bezahlt worden ist“, war für Scholem keine

Konsequenz aus der Schoa: „Es war diese einfache und ach, so weitreichende Wahrnehmung, die so viele von uns in unserer Jugend getroffen und uns bestimmt hat, von der Illusion eines Deutschjudentums abzulassen.“

Von daher ist Victor Klemperer, 1881 geboren, Scholems entschiedener Antipode; doch gewusst haben die beiden voneinander nichts. Klemperer, der sich als nichts anderes verstehen wollte denn als Deutscher, war so lange wie möglich der Repräsentant jener jüdischen Assimilation, die der junge Scholem radikal bekämpfte. So lange wie möglich, das heißt, bis die Nationalsozialisten den in einer „Mischehe“ in Deutschland Überlebenden gewaltsam zwangen, sein Judentum zur Kenntnis zu nehmen und dann auch irgendwie zu akzeptieren.



Steven E. Aschheim: „Scholem, Arendt, Klemperer“. Deutsch-jüdische Identität in Krisenzeiten. A. d. Englischen von J.E. Dunkhase. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2023. 149 S., br., 18,- €

Durch die Epoche des Unheils

Steven E. Aschheim verfolgt drei kontrastierende deutsch-jüdische Lebensgeschichten

schreibt und wer sich ihr verweigert. Für Scholem lautet die frühe Lehre aus der gescheiterten Assimilation, dass ein Jude eben kein Deutscher sei – und deshalb der Zionismus die konsequente, freie Entscheidung. Für Klemperer, am anderen Extrem, ist der Zwang, sich als Jude zu verstehen und nicht mehr als Deutscher, ein Gewaltakt, den er hinnehmen muss, sich aber niemals lebendig zu eigen macht: Auch nach dem Krieg bleibt er, was er vorher war, ein deutscher, jetzt zu tiefst in seinen Lebensgrundlagen erschütterter Professor. Und Hannah Arendt ist die Einzige der drei, die versucht, die Katastrophe der Schoa auch in ihrem wissenschaftlichen Werk zu verstehen, besonders durch „Ursprünge und Elemente totaler Herrschaft“ (1955), aber auch durch das höchst umstrittene „Eichmann in Jerusalem“ (1963/64).

Aschheims genauer Darstellung geht es nicht um ein Urteil: Er entwirft drei ganz unterschiedliche, dennoch gleichwertige Möglichkeiten, als Jude die Epoche des Unheils zu überleben. Die eine richtige Möglichkeit konnte es nicht geben. WOLFGANG MATZ